

# DIE FACKEL

Nr. 212

WIEN, 23. NOVEMBER 1906

VIII. JAHR

## Das tausendjährige Reich <sup>12</sup>

Von August Strindberg

Im Jahr 998 war Rom ein deutsches Kaisertum geworden und der deutsche Kaiser war Römer geworden. Otto III., von seiner griechischen Mutter Theophano erzogen, hatte ihren Geschmack für die südlichen Länder geerbt, und darum wohnte er meist in seinem Palast auf dem Mons Aventinus, richtete sich als Kaiser ein und hegte Pläne, Rom in die Hauptstadt des deutschen Reiches zu verwandeln. Der Kaiser war jetzt zwanzig Jahre alt, ehrgeizig, phantastisch, fromm und grausam.

Während seiner Abwesenheit war der alte Römergeist erwacht und der edle Senator Crescentius hatte sich als Volkstribun aufgestellt, Rom von den Deutschen befreit, den Papst Gregorius V. vertrieben und Johannes XVI. eingesetzt.

Der Kaiser kehrte schnell nach Rom zurück, nahm Crescentius mit seinem Papst gefangen und ließ darauf ein lebendiges Schauspiel den Römern aufführen, dessen gleichen sie noch nie gesehen hatten, wohl aber ihre Väter.

Der Leoninische Stadtteil, der die vatikanischen Hügel mit der ältesten Peterskirche und einem päpstlichen Palast, der abwechselnd mit dem lateranischen benutzt wurde, umfaßte, hing mit der Stadt durch den pons Aelius oder die Brücke Hadrians zusammen. Am Brückenkopf auf der Stadtseite lag das Grab Hadrians, ein turmähnliches Gebäude, in dem die Kaiser bis zu Caracalla begraben wurden. Als die Goten Rom einnahmen, wurde das Grab Festung und blieb es lange.

Als die Römer an dem denkwürdigen Morgen des Jahres 998 erwachten, sahen sie zwölf große Holzkreuze auf der Burgterrasse Hadrians errichtet. Ganz oben war der Erzengel Michael mit gezogenem Schwert zu sehen, der seinerzeit von Gregorius dem Großen aufgestellt war.

Auf der Aeliusbrücke war viel Volk versammelt, um zu schauen, und unter ihnen ein französischer Kaufmann und ein gotischer Pilger, der von Westen über den leoninischen Stadtteil gekommen war.

Die Sonne war längst aufgegangen, und das Schwert des Erzengels flammte.

— Was sind das für Kreuze dort? fragte der Pilger, die Augen beschattend.

— Zwölf sind es! Sollen sie vielleicht die zwölf Apostel bedeuten?

— Nein, die haben wohl ausgelitten; und der fromme Kaiser kreuzigt die Jünger des Herrn nicht von neuem.

1 Aus der schwedischen Handschrift übersetzt von Emil Schering. [KK]

2 Oder: wie sich der kleine Moritz den ersten Jahrtausendwechsel vorstellt. Die vom Kalif gegründete Universität gehört nicht hierher sondern ins Witzblatt.

— Ja, der Kaiser! Der Sachse! — Weder der Gote noch der Langobarde noch der Franke sollte Rom bekommen, sondern der Sachse aus dem verfluchten Volk, das Karl der Große von der Erde ausgerodet zu haben glaubte — er sandte zehntausend nach Gallien hinein, um den Feind mit diesen Wilden zu beglücken, und er enthauptete viertausendfünfhundert an einem Tag, ohne eine schlaflose Nacht davon zu haben. Wunderbar sind die Wege des Herrn.

— Die Letzten werden manchmal die Ersten ...

— O Herr Jesus, Erlöser der Welt, es bewegt sich etwas am Kreuz! Siehst du!

— Ja, bei Gott ... Nein, ich kann es nicht sehen! Es sind gekreuzigte Menschen!

Es standen zwei Römer neben den Fremdlingen.

— Hermann, du bist gerächt! sagte der eine.

— War Arminius Sachse? wandte der andere ein.

— Wahrscheinlich, da er im Harz wohnte.

— Vor tausend Jahren ging Thusnelda hier auf den Straßen im Triumphzug des Germanicus und trug den ungeborenen Thumelicus unter ihrem Herzen. Daß tausend Jahre nötig sind, um sich zu rächen!

— Tausend Jahre sind wie ein Tag! Aber gleichwohl sind nicht diese unsere römischen Brüder am Kreuz auch Märtyrer für Roms Freiheit?

— Märtyrer für *unser* Recht; aber diesmal hatten sie Unrecht, weil es den Göttern so gefiel.

Jetzt änderte sich die Szene! Unterhalb der Burg wurde der Volkshaufe von einem Soldatenhaufen geöffnet. Rücklings auf einem Esel kam Papst Johannes XVI. angeritten. Seine Ohren waren abgeschnitten, seine Nase ebenfalls, und seine Augen waren ausgestochen. Es war ein kläglicher Anblick, der noch gräßlicher dadurch gemacht war, daß eine Schweinsblase über seinem Kopfe im Winde wehte.

Das Volk schwieg und schauerte zusammen, denn es war doch immer Christi Statthalter; der Nachfolger Petri, jedoch ohne ein Märtyrer zu sein.

Ein Sizilianer stand auf der Brücke neben einem Juden. Der Sizilianer war Mohammedaner, denn Sizilien war damals im Besitz der Mohammedaner, und zwar seit hundert Jahren ungefähr.

— Der muß wohl für seine Vorgänger leiden! Sagte der Jude, das ist ja der christliche Glaube: satisfactio vicaria.

— Gelitten muß werden, antwortete der Sarazene; und ich weine nicht, daß die Pornokratie ein solches Ende nimmt! Hundert Jahre haben die Päpste wie Kannibalen gelebt. Du erinnerst dich an Sergius III., der mit der Hure Theodora und ihren Töchtern lebte, und Johannes X. Fährt fort mit Mutter und Tochter Marozia, die mit eigener Hand zuerst seinen Bruder tötet und dann den Papst mit einem Kissen erstickt. Johannes XII. War nur neunzehn Jahre alt, als er Papst wurde. Er ließ sich bestechen, und hat einen Zehnjährigen in einem Stall zum Bischof geweiht; beging Blutschande mit der Konkubine des Vaters und verwandelte den Lateran in ein Bordell! Er spielte Karten, trank und schwur bei Jupiter und Venus ... Ja, das weißt du wohl!

— Ja, antwortete der Jude, die Christen leben in Gehenna, seit sie den einzigen und wahren Gott verlassen haben. Die Toren haben uns jedoch die Messiasverheißung gestohlen, aber die Verheißung Abrahams haben wir noch. Rom ist ein Irrenhaus, Deutschland Deutschland ein Schlachthaus und Frankreich ein Hurenhaus! Erfreulich ist es aber jedenfalls, wie sie sich gegenseitig umbringen.

Er setzte sich aufs Brückengeländer, um besser sehen zu können, was jetzt folgte.

Zwischen den zwölf Patrioten, die sich an den Kreuzen wie Angelwürmer wanden, zeigten sich jetzt fünf rotgekleidete Männer und zimmerten eine Estrade auf.

— Das sind die Henker — auf dem Kaisergrab! sagte der Jude. Gegen Crescentius habe ich nichts, das war ein nobler Mann, der für den römischen Staat kämpfte; aber es ist immer ein Christ weniger!

— Die Christen haben immer zwei Arten der Erklärung, warum ein Mensch leidet. Ist er unschuldig, so ist die Qual eine Prüfung, und ist er schuldig — ja dann verdiente er sein Schicksal! Jetzt kommt er!

Crescentius, der letzte Römer, wurde vorgeführt. Sein Kopf fiel, und damit war Rom deutsch oder Deutschland römisch — bis 1806.

Und am Nachmittag desselben Tages wurde die neue Papsternennung, denn Wahl konnte man nicht sagen, bestätigt, und damit war Gerbert, der Auvergnat, Papst unter dem Namen Silvester II.

Der Kaiser saß in seinem Palast auf dem Aventin und wagte nicht auszugehen, denn die Römer haßten ihn.

In der kleinen Zelle am Abhang des Berges, wo sein eben getöteter Freund, der Missionar und Märtyrer Adalbert von Prag, gewohnt hatte, schloß er sich mit seinem Lehrer, dem neuen Papst Silvester II., ein.

Dieser Franzose hatte in Cordoba studiert, wo die Kalifen eine Universität errichtet hatten und wo man arabische Wissenschaft lehrte, auf der Grundlage jedoch von griechischer und indischer Weisheit. In Reims hatte er dann selber Philosophie, Mathematik, Astronomie und Chemie gelesen. Wurde Abt in Bobbio, Erzbischof in Reims und Ravenna, und nachdem er auf mehreren Kirchenversammlungen gegen den Verfall des Papsttums aufgetreten war, ward er deutscher Papst in Rom.

Die Aufregung nach der Hinrichtung des Crescentius zwang ihn auf dem Aventin bei seinem Schüler, dem Kaiser, Schutz zu suchen, und aus der Zelle des kleinen Klosters neben der Kapelle Adalberts lenkte er die Schicksale Europas, während er sich in freien Augenblicken seinen Wissenschaften widmete, meist der Astronomie und Chemie, weshalb er in den Ruf eines Schwarzkünstlers kam.

Eines Nachts, als er, in Gedanken versunken, an seinem mit Briefen überschwemmten Schreibtische saß, trat der Kaiser ein, ohne vorher seinen Besuch angesagt zu haben. Es war ein hoch aufgeschossener Jüngling, in eine höchst ungewöhnliche Tracht gekleidet, eine Dalmatica, die mit Bildern aus dem Buch der Offenbarung bemalt war, dem wilden Tier und der Hure, dem Buch der Insiegel und dergleichen mehr.

— Laß mich sprechen, sagte er, ich kann nicht schlafen.

— Was ist geschehen, mein Sohn?

— Briefe sind angekommen, Warnungen, Träume.

— Erzähle!

— Ja, du hörst mich an, aber du glaubst mir nicht, wenn ich die Wahrheit sage, und du hast eine Furcht vor allen neuen Gedanken. ...

— Was Neues unter der Sonne? Sagt nicht der Kirchenvater Augustinus sogar über unsere heilige Glaubenslehre: »Was man in unseren Tagen Christentum nennt, gab es bereits bei den Alten und hat es immer gegeben, seit Entstehung der Menschheit bis zu Christi Geburt, als man begann, Christentum die wahre Religion zu nennen, die vorher schon existiert hatte. Christi

Wahrheiten sind nicht anders als die alten, sondern sind dieselben, nur mehr entwickelt.«

— Hereticus, Ketzer, hüte dich! Du weißt nicht, was in der Welt geschieht,

— Laß hören!

— Pilger aus mehreren Ländern sind hier angelangt und erzählen von Wahrzeichen, Gesichtern und Wundern. So ist im südlichen Frankreich Pest und Hungersnot ausgebrochen, so daß Menschenfleisch im Schlächterladen verkauft wurde; in Deutschland hat man eine eiserne Rute in Feuer am Himmel gesehen; und hier in Italien hat man wieder diese Wallfahrten ohne Ende begonnen. In Jerusalem ist die Kirche des heiligen Grabes geplündert und der Tempel des »Großen Betrügers<sup>1</sup>« ist errichtet worden. Das Volk, die ganze Christenheit bebet; denn sie haben in den liederlichen Päpsten des letzten Jahrhunderts, die von Huren gewählt sind, den Antichrist gesehen. Christi Gesandter wird ermordet, ja mein Freund Adalbert war der letzte oben in Polen; die Heiden haben alle Eroberungen Christi in Asien und Afrika wieder zurückgenommen; das Volk des »Betrügers« sitzt in Spanien, auf Sizilien, hier in Neapel und bedroht Rom. Das kann nichts anderes bedeuten, als daß das Gericht und der Untergang der Welt bevorsteht, wie sie die Apokalypse verkündet hat.

— So, die alte Geschichte taucht wieder auf!

— Geschichte? »Geh, Satan, denn du findest kein Gefallen an Dingen, die von Gott sind, sondern an denen, die von Menschen sind.«

— Nennst du mich Satan?

— Ja, wenn du das Wort verleugnest. Steht nicht in Johannes' Offenbarung dies: »Und wenn tausend Jahre vollendet sind, wird der Satanas los werden aus seinem Gefängnis. Und wird ausgehen, zu verführen die Heiden an den vier Enden der Erde, den Gog und Magog ... « Da hast du die nordischen Völker, die jetzt in England, der Normandie, auf Sizilien sitzen ... Ist nicht Theodora die große babylonische Hure, ist nicht der Betrüger Mohammed das wilde Tier ...

— Warte, mein Sohn, ich möchte einen Vers aus demselben Kapitel zitieren! Dort steht unmittelbar vorher, daß »wer teil hat an der ersten Auferstehung, mit Christus tausend Jahre regieren wird«. Also beginnt jetzt das tausendjährige Reich und kann mithin nicht enden.

— Das alte endet und das neue beginnt!

— Eben! Das alte dunkle ist vergangen, und wir stehen vor Christi zweiter Wiederkunft auf Erden! Wenn du dich still in der Hoffnung hieltest, würdest du das neue sehen!

— Ich glaube nicht ein Wort von dem, was du sagst. Das letzte Jahr des Jahrtausends ist da, und jetzt gehe ich hinaus in die Einöde, um mit Fasten, Gebet und Buße den Tag des Herrn und die Ankunft meines Erlösers zu erwarten. Ich werde beten für dich, mein Vater, aber hier trennen sich unsere Wege, und du siehst mich nicht mehr!

— Der Kaiser ging, und Silvester blieb allein.

— Ich warte! sprach er zu sich selbst. Aber während der Zeit ordne ich unsere weltlichen Angelegenheiten!

Und er entfaltete eine Karte von der damals bekannten Welt. Mit einer roten Kreide verteilte er Kreuze und Kronen, meist im Norden, über Jerusalem aber zeichnete er eine Fahne mit einer Lanze.

---

1 Später, am Hofe Friedrich II. sollte man von »den drei großen Betrügern« sprechen. Der hier gemeinte ist der Räuberhauptmann und Religionsstifter Mohammed.

Das Jahr 999 näherte sich seinem Ende und die Christenheit lebte in einer Todesangst. In Rom und Umgegend hatte alles Leben aufgehört. Der Acker wurde nicht besät, sondern lag im Unkraut; der Handel stockte; die Läden waren geschlossen. Wer etwas besaß, verschenkte es, und mußte noch den Empfänger suchen. Die Kirchen standen Nacht und Tag offen, drei Monate lang, und es war wie Sonntag jeden Tag; auch weil man seine besten Kleider verbrauchte, da es keinen Zweck hatte, sie zu behalten, und da man gekleidet sein wollte, um den Erlöser bei seiner Ankunft zu empfangen.

Man hatte Weihnachten mit ungewöhnlicher Andacht gefeiert, und die Menschen lebten in friedvoller Eintracht. Die Wache der Stadt hatte nichts zu tun, denn der Schreck vor dem was kommen würde, hielt Zucht und Ordnung; man schlief hinter offenen Türen und niemand wagte zu stehlen oder zu betrügen; das brauchte man auch nicht, denn wer etwas verlangte, erhielt es geschenkt; die Bäcker teilten das Brot umsonst aus, und beim Gastwirt gab es unbegrenzten Kredit; und Schulden wurden nicht eingetrieben. Die Kirchen waren Tag und Nacht überfüllt; Beichte und Absolution, Messen und Abendmahl gabs den ganzen Tag über.

Der Tag vor Neujahrsabend war da. Die Ansichten über die Natur der Katastrophe waren geteilt; entweder kam sie als Flut oder als Erdbeben; aber die meisten Einwohner hielten sich draußen im Freien auf, einige auf ebenem Boden, andere auf den Hügeln; alle aber richteten die Blicke gen Himmel.

Das Marsfeld war am Morgen voll von Menschen, und eine Gruppe hatte um einen Holzstoß einen Kreis gebildet; ein verrückter Mann stand auf dem Holzstoß und redete, einen Stoß Papiere und ein Pergament in der Hand. Es war ein reicher Bürger, der drei Monate lang Buße und Besserung geübt hatte und jetzt, einem Skelett ähnlich, dem kommenden Zorn entgehen wollte. Er hatte deshalb einen ganzen Arm voll trockenen Holzes herbeigeschleppt, unter dem Vorwand, er wolle allen Lastträgern und Zugtieren Wärme geben. Da der eine sich nicht darum kümmerte, was der andere tat, ließ man ihn gewähren.

Neben dem Scheiterhaufen stand der Überrest eines alten Rednerstuhls und auf den stellte er sich, nachdem er das Feuer angesteckt hatte.

— Im Namen des ewigen Gottes, sprach er; so wie ich jetzt diese Schuldscheine verbrenne, wird der Herr, mein Gott, meine Schulden aus dem Buch des Lebens streichen. Für alle Leiden, die ich anderen verursacht, werde ich jetzt selber leiden. Reinigendes Feuer, verbrenn meinen elenden Körper mit allen seinen Sünden; steigende Flammen, lasset mich euch hinauf folgen! Herr Jesus, nimm meinen Geist auf!

Er machte einen Sprung vom Rednerstuhl und fiel mitten in die Flammen, wo er auf den Knien liegen blieb, bis er erstickte und es mit ihm zu Ende war.

Auf dem Forum sah man einen Mann mit einer Brechstange an einem Schutthaufen arbeiten, der ihn verschütten sollte. »Sagt zu den Bergen: bedeckt uns!« sang er.

Vom Pons Sublicius sprang ein junges Paar in den Fluß, in einer Umarmung, die der Tod in den Wellen nicht lösen konnte.

Zur Mittagszeit wurden die Gefängnisse geöffnet und die Gefangenen wurden wie Helden und Märtyrer aufgenommen. Sie wurden in die Häuser der Vornehmen geführt, mußten sich zu Tisch setzen, und Senatoren und deren Frauen wuschen ihnen die Füße.

— »Alle sind wir Sünder und haben nichts, dessen wir uns rühmen könnten!« Diese Gefangenen haben ihre Strafe erlitten, während wir frei herumgingen!

So sprach man.

Niemals hatte die Menschenliebe und die Barmherzigkeit sich so gezeigt, seit den ersten Tagen des Christentums nicht.

Jetzt wollten die Kranken in den Hospitälern unter freiem Himmel hinaus, und ihre Betten wurden auf Straßen und Märkte getragen. Alles was lebte, wollte unter freiem Himmel, und die Familien brachten die Möbel auf die Straße.

Vögel wurden aus ihren Käfigen gelassen, und die Pferde aus den Ställen. Zuerst liefen die in der Stadt herum, als sie aber die frische Luft witterten und die Stadttore erreicht hatten, machten sie sich auf den Weg nach der Campagna, um einige grüne Stellen zu suchen; manche aber blieben in der Stadt und lagen hier und dort herum, während die Kinder auf ihre Rücken kletterten.

Die Kinder waren die einzigen, die keine Furcht hegten. Sie sprangen und spielten wie sonst, sich über die Freiheit und das Ungewöhnliche freuend. Niemand mochte sie züchtigen, und da sie nicht verstanden, wovon die Rede war, blieben sie sorglos und spielten ihre Spiele.

Der Neujahrsabend war gekommen, und die Angst war gestiegen. Man sah Herren und Diener einander weinend umarmen, während die einen ihre Härte, die andern ihre Unehrllichkeit bekannten. Alte Feinde, die sich auf der Straße trafen, faßten sich bei den Händen, und einander wie Kinder führend, wanderten sie auf und nieder, Loblieder singend.

Es war wie im goldenen Zeitalter oder so, wie sich die Kirchenväter das tausendjährige Reich gedacht hatten.

Die Luft war mild wie an einem Frühlingstag, und der Himmel war klar bis zum Mittag. Da bewölkte es sich.

Niemand aß, niemand trank, alle aber nahmen Bäder und kleideten sich festlich. Am Nachmittag zogen Prozessionen von Priestern und Mönchen durch die Stadt und sangen Litaneien, in die das Volk einstimmte.

»Kyrie eleison!« erschallte es über die ganze Stadt. »Herr, erbarme dich, Christus, erbarme dich!«

Ganz Rom bereitete sich auf seine Hinrichtung vor.

Es gab aber eine Schar Ungläubige und Verkommene, die nichts Neues erwarteten; die hatten sich unten in den Katakomben und Ruinen versammelt, wo sie Bacchanale und Orgien abhielten.

In den Ruinen vor Neros goldenem Haus hatten die Libertins und Dirnen der Stadt ein Symposion in großem Stil veranstaltet. Mitten auf dem Boden brannte ein Feuer, das von Tischen und Bänken umgeben war. Essen und Wein gabs im Überfluß, denn man brauchte nur zu nehmen aus Vorratskammer und Keller. Es gab Musik, Gesang und Tanz, und als Zwischenspiel genoß mans, wie Fledermäuse und Eulen sich am Feuer verbrannten und lebendig gebraten wurden.

Die Freude war laut, aber nicht ungezwungen. Auch hier wurde philosophiert und prophezeit:

— Heute kommt kein jüngstes Gericht, meinte ein junger Mann, der ein Nachkomme Kaiser Neros hätte sein können.

— Übrigens, wenn es kommt, schlimmer als wir es im Leben gehabt haben, kann der Tod es uns nicht bieten.

— Ich habe immer gefunden, wir sind in der Hölle gewesen! Kopfschmerzen jeden Morgen, Schulden und Schande, etwas Gefängnis ab und zu.

— Der Kaiser sitzt nackt in einer Grotte am Fuß des Soracte ...

— »Vides ut alta stat nive candida, Soracte!«

— »Mitten im Wort entflieht uns das neidische Leben! Nütze den Tag und trau nicht dem nächsten!«

— Und der Papst wird die Mitternachtsmesse halten! Er, der nicht dran glaubt.

— Aber er muß gute Miene machen und so tun ...

— Von einer weiß ich, daß sie heute nicht in die Messe geht ...

— Das ist die schöne Stephania, die Witwe des Crescentius. ...

— Aber wachen tut sie, wie die Rache ...

— Diese Teutonen, was haben sie in Rom zu tun! Ich wünschte, der Wirt dieses goldenen Hauses stände von den Toten auf. Das war der letzte Römer!

— Ein Mann war es, der mit seinen Feinden nicht schön tat! Er fürchtete nichts zwischen Himmel und Erde, nicht einmal den Blitz. Der schlug einmal in seinen Speisesaal ein, als er zu Tisch lag. Wisst Ihr, was er sagte? Prost! sagte er und erhob seinen Becher.

In diesem Augenblick fiel ein erhitzter Stein vom Gewölbe herab und ins Feuer hinein, daß die Funken sprühten. Aber durch das entstandene Loch drang der Nachtwind, hindurch und wirbelte den Gästen den Rauch ins Gesicht; zuerst fanden die das Abenteuer lustig; bald aber wurden sie genötigt, die Höhle zu verlassen.

— Laßt uns hinausgehen und uns den Weltuntergang ansehen! schrie einer von den Jünglingen.

Und der Zug bildete sich aus Bacchanten und Mänaden, ein gefüllter Weinschlauch an der Spitze, Flötenspieler hinterdrein und alle Gäste mit Bechern in der Hand.

-----  
Unten in der alten Basilika des Sankt Peter stand der Papst vorm Altar und verrichtete die stille Mitternachtsmesse.

Die Kirche war überfüllt, und die Menschen lagen auf den Knien. Die Stille war so tief, daß man den flüsternden Laut von dem weißen Hemdärmel des Offizianten hörte, wenn er den Kelch hob. Aber da war auch ein anderer Laut zu hören, der gleichsam die letzten Minuten des Jahrtausends ausmaß. Er klang wie der Puls im Ohr des Fieberkranken und schlug ebensoviele Schläge. Die Tür der Sakristei stand nämlich offen und die große Uhr die dort hing, tickte so ruhig und sicher, einmal in der Sekunde. Der Papst, der ein ebenso ruhiger Mann war, hatte wahrscheinlich die Tür offen stehen lassen, um die höchste Wirkung in dem großen Augenblicke zu erzielen, denn sein Gesicht war leichenweiß vor Erregung, rührte sich aber nicht und seine Hände zitterten nicht.

Die Messe war aus und ein Todesschweigen trat ein. Man erwartete, der Diener des Herrn am Altar würde einige Worte des Trostes sagen — aber er sagte nichts; war nur in Gebet versunken, wie es schien, und hatte die Hände gen Himmel gestreckt.

Die Uhr tickte, das Volk seufzte, aber nichts geschah. Wie Kinder, die sich im Dunklen fürchten, lag die Gemeinde mit dem Gesicht auf dem Boden und wagte nicht aufzusehen. Angstschweiß tropfte von vielen eiskalten Stirnen, eingeschlafene Knie schmerzten oder wurden gefühllos, als seien sie abgenommen.

Da hörte plötzlich die Uhr auf zu ticken. ... War das Werk ausgelaufen? War es ein Wahrzeichen? Sollte alles stehen bleiben, die Zeit zu Ende sein, und die Ewigkeit beginnen? Aus der Gemeinde waren einige Ansätze zu Geschrei zu hören, und vom Entsetzen getötet, fielen einige Körper auf den steinernen Fußboden. Da begann die Uhr zu schlagen: eins, zwei drei, vier ... Der

zwölfte Schlag schlug, hatte geschlagen, war verklungen, und ein neues To-  
desschweigen folgte.

Da drehte sich Silvester um und mit dem stolzen Lächeln eines Siegers  
streckte er die Hände zum Segen aus. Im selben Augenblick läuteten alle Glo-  
cken, fröhlich jubelnd, und vom Emporium der Orgel erschallte ein Chor von  
Stimmen, jungen und alten, etwas unsicher anfangs, bald aber fester und hel-  
ler:

— Te Deum Laudamus!

Die Gemeinde stimmte ein, aber es dauerte eine Weile, ehe die erstarr-  
ten Rücken sich gerade machen konnten, und bis man sich von dem Anblick  
der vor Schreck Gestorbenen erholt hatte.

Der Gesang war aus, und die Menschen fielen sich in die Arme, weinten  
und lachten wie Wahnsinnige und gaben sich Friedensküsse.

So endete das erste Jahrtausend nach Christi Geburt.

---

In der kleinen Burg Paterno am Soracte hatte der Kaiser die Weih-  
nachtswochen und den Neujahrsabend unter strengsten Fasten und Bußübun-  
gen zugebracht. Als aber der Neujahrstag gekommen und alles unverändert  
war, zog er in Rom ein, um Silvester zu treffen und für die Zukunft zu sorgen.

Der ältere Freund und Lehrer empfing den Kaiser mit einem Lächeln,  
das nicht mißverstanden wurde; noch aber war der Monarch von seinem  
Schreck so beherrscht, daß er nicht zornig zu werden wagte.

— Willst du jetzt zur Erde zurückkehren, mein Sohn, und deine weltli-  
chen Angelegenheiten besorgen? sagte Silvester.

— Ich will, aber ich habe zuerst zwei Gelübde, ex—voto, zu erfüllen, die  
ich in der Stunde der Not abgelegt habe.

— Dann erfüll' sie!

— Ich gehe nach dem Grab meines Freundes Adalbert in Gnesen, und  
ich muß die Gruft Karls des Großen in Aachen besuchen.

— Tue das, aber du mußt gleichzeitig einige Aufträge ausführen, die ich  
dir mit auf die Reise gebe.

Und dabei blieb es.

---

Zwei Jahre waren vergangen, als der Papst Silvester an einem Tag im  
Januar nach Paterno gerufen wurde, der kleinen Burg am Soracte, wo der rö-  
misch—deutsche Kaiser wohnte und jetzt krank lag.

Als Silvester ins Krankenzimmer eintrat, saß der Kaiser aufrecht, sah  
aber kümmerlich aus.

Du bist krank; ist es Seele oder Körper?

— Ich bin müde.

— Bereits im Alter von zweiundzwanzig Jahren?

— Ich bin mißmutig.

— Du bist mißmutig, obwohl du die Welt nach ihrem Alptraum erwachen  
sahst! Bedenk doch, Undankbarer, was haben diese beiden Jahre nicht alles  
gebracht, welche Siege für Christus, der wirklich wiedergekommen zu sein  
scheint. Ich will sie aufzählen; hör zu! — Böhmen hat seinen Herzog bekom-  
men, der das Heidentum ausgerodet — Österreich hat sich als Donaustadt ge-  
einigt; der heidnische Magyar hat sich taufen lassen und die Krone von unse-  
rer eigenen Hand empfangen, als Stephan der Erste; Boleslaw von Polen hat  
auch eine Krone und einen Erzbischof bekommen; das neue Reich der Russen  
hat die Taufe genommen, und Wladimir der Große schützt uns gegen unterge-  
hende Sarazenen und die aufgehenden Seldschuken oder Türken; Harald von  
Dänemark und Olof von Schweden haben das Christentum befestigt; Olof



Tryggveson ebenfalls in Norwegen und Island, auf den Faröerinseln, in Shetland und Grönland; und mit dem Dänen Sven Tveskægg wurde Britannien fürs Christentum gesichert. In Frankreich sitzt der fromme Robert II. aus dem neuen Geschlecht der Kapetinger, aber von sächsischer Herkunft wie du. In Spanien haben die nördlichen Staaten Leon, Castilien, Aragonien, Navarra sich endlich geeinigt und wehren uns die Mohren in Cordoba ab. — Das alles in wenigen Jahren, und unter Roms Ägide! Ist das nicht Christi Wiederkehr, und verstehst du jetzt, was die Vorsehung mit dem tausendjährigen Reich meint! Die in tausend Jahren leben, werden vielleicht die Früchte reifen sehen, während wir nur die Blüte gesehen haben! Ein Paradies ist es ja nicht, aber es ist besser als früher, etwas besser als damals, als wir Wilde im Norden und Osten hatten. — Und von Rom holen alle ihre Kronen und ihr Pallium. Du bist ein Herrscher der Völker, mein Kaiser.

— Ich? Du regierst die Geister, nicht ich, und ich will nicht herrschen.

— Nein, ich habe es gehört, denn du hast dir eine Herrscherin geschaffen!

— Wer sollte das sein?

— Man sagt, und du kennst das Gerücht ebenso gut wie ich, daß es die Witwe des Crescentius ist, die schöne Stephania. Nun, das ist deine Sache, aber Salomo rät: Nimm dich in acht vor deinen Feinden, aber sei auch vorsichtig mit deinen Freunden!

Der Kaiser sah aus, als wolle er sich verteidigen, vermochte es aber nicht, und so war das Gespräch zu Ende.

-----  
Einige Tage darauf war Otto III. tot, nach der Sage vergiftet, auf die eine oder die andere Art, von der schönen Stephania.

Und ein Jahr später starb Silvester II.

---

---

## ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

[Brandes, Stein und Marmorek]

*Liebling.* Die großen Leuchten der journalistischen Konfession heißen Brandes, Stein und Marmorek. Die Feststellung, daß der erste einer der tiefsten Flachköpfe des neunzehnten Jahrhunderts ist, dürfte auch durch die Tatsache nicht erschüttert werden können, daß Arthur Schnitzler das Shakespeare—Werk des Herrn Brandes in die Reihe der »zehn besten Bücher« gestellt hat. (Ein Wiener Verleger hat eine »Rundfrage« veranstaltet, die als Resultat eine wahre Orgie des Snobismus ergab. Die erlesensten Geister Wiens haben ihren Gibbon oder wenigstens Justi's »Biographie Winckelmanns« auf dem Nachtkastl liegen, und Graf Lanckoronski schwankt zwischen Homer und dem Lyriker Grafen Hoyos). Herr Brandes bleibt ein literaturhistorischer Reporter, und der dümmste Leser der 'Neuen Freien Presse' weiß heute schon, daß ein Paul Goldmann in dieser Branche nicht weniger tüchtig ist. Aber die Herren Stein und Marmorek haben sich nicht der Literatur, sondern, »ursprünglich dem Pferdehandel bestimmt«, der Wissenschaft gewidmet. Da ist es schon schwieriger, die Spur einer grundlos verlassenen Richtung aufzufinden. Glücklicherweise ist kürzlich den beiden Lieblingen der 'Neuen Freien Presse', dem Philosophen und dem Bakteriologen, etwas Menschliches passiert, das freilich den gläubigen Lesern der Wiener liberalen Presse nicht ver-

raten werden durfte. Die 'Berliner Post' schreibt am 14. November unter dem Titel »Ein jäher Fall«:

»An der Berner Universität wirkte seit etlichen Jahren der aus Pest gebürtige, aber in Zürich eingebürgerte Philosophieprofessor Doktor Ludwig Stein. Er war namentlich ein großer Anziehungspunkt der russischen Studenten mosaischer Richtung und auch seine sozialdemokratischen Ansätze übten auf die vielen Töchter des Ostens merklichen Einfluß aus. Er galt lange Zeit als hohe wissenschaftliche Zierde der Hochschule der Bundesstadt, und Bern schien ohne Ludwig Stein gar nicht denkbar zu sein. Bezüglich der blumenreichen und schwülstigen Beredsamkeit ist ihm zweifellos ein gutes Zeugnis auszustellen. Im Verlag von B. G. Teubner in Leipzig hat nun Herr Prof. Stein eine Schrift erscheinen lassen, die den Titel führt: 'Die Anfänge der menschlichen Kultur, eine naturwissenschaftlich—kritische Betrachtung'. Dieses kleine Werk hat durch Prof. Konrad Keller, Lehrer der Zoologie an der Universität Zürich, eine vernichtende Kritik erfahren, in welcher Stein der Kompilation haarsträubenden Unsinn und der Ignoranz in naturwissenschaftlichen Problemen beschuldigt wird. Prof. Keller läßt Herrn Stein eine Abfertigung zuteil werden, die namentlich durch das Stillschweigen des Angegriffenen und das volle intellektuelle Versagen seiner Freunde doppelt verblüffen mußte. Und statt sich zur Wehr zu setzen, hat Herr Prof. Stein in möglicher Eile Bern verlassen und sich in Berlin niedergelassen. Seine prächtig gelegene Villa über dem Aarestrom und der romantischen Hufeisenstadt steht nun einsam und verlassen da und ist zum Verkauf ausgeschrieben ... «

Um Herrn Stein dürfte seinen Anhängern nicht bange sein. Sie schätzen ihn als spekulativen Philosophen und wissen, daß er auch in Berlin mehrere Häuser besitzt und dort aus dem »Satz vom zureichenden Grund<sup>1</sup>« größten wissenschaftlichen Gewinn gezogen hat. Schlimmer steht's mit Herrn Dr. Marmorek. Bei ihm reimt sich »*quae mutatio rerum*<sup>2</sup>« auf ein Serum, auf das er nun einmal sein' Sach' gestellt hat. Der in Pariser Briefen ordinierende Arzt Nordau hat es den Lesern der 'Neuen Freien Presse' verschrieben, aber es wirkt nur auf Nicht—Tuberkulöse. Ein Kranker, der an das Mittel des Herrn Marmorek glaubt, wird selig. Im städtischen Krankenhaus in Triest sind es acht geworden. Man lese den fast reuigen — Bericht, den Dr. Guido Mann darüber in der 'Wiener klinischen Wochenschrift' (18. Oktober 1906) erstattet:

»Obwohl Marmorek selbst die Fortsetzung der Behandlung mit seinem Serum bis zum Verschwinden der Bazillen im Sputum verlangte und somit eine vollständige Heilung der Lungenschwindsucht voraussetzte, so haben sich doch die meisten Autoren begnügt, die Veränderungen einzelner Symptome, wie Husten, Auswurf, Fieber usw. zu beobachten, so daß man sich aus den bisherigen Publikationen keinen unzweideutigen, definitiven Begriff bilden kann, ob das Marmorek—Serum wirklich ein eminent spezifisches oder nur ein einfach symptomatisches Mittel sei. So kam es, daß, trotz der schon vorliegenden, sehr ausgedehnten Literatur, mein Chef mich beauftragte, selbständige Versuche über die

1 Das Dissertationsthema ("Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde.") Arthur Schopenhauers vom Jahr 1813

2 Aus dem Studentenlied "Gaudeamus igitur"

Wirkung des Marmorek—Serums anzustellen. Dies tat ich um so bereitwilliger, als auf einer Tuberkulose—Abteilung im Krankenhause — wo man in bezug auf freie Liegekur, Überernährung, Hydrotherapie u. ä. nur beschränkte Mittel zur Verfügung hat — eine neue Richtung in der Behandlung sowohl zum Troste der Patienten, als auch zur Erholung des eigenen Gemütes mit wahrer Begeisterung eingeschlagen wird. Und unsere kleine Statistik schien uns insofern der Veröffentlichung würdig zu sein, als sie einerseits über eine siebenmonatliche Zeitspanne — somit also auch über einige mittelbare Folgen der Behandlung — ein gewisses Licht wirft, und andererseits über fünf Sektionen von mit Serum behandelten Fällen verfügt. Das Serum wurde uns in lebenswürdigster Weise von Herrn Dr. Marmorek selbst zur Verfügung gestellt, welcher sich ständig für die zeitweiligen Resultate lebhaft interessierte. Im ganzen wurden 23 Fälle in Anspruch genommen und zwar — dem Wunsche Marmoreks entsprechend — weder zu leichte noch zu schwere .... Die Endresultate waren nun folgende: In einem Falle klinische Heilung (Entlassung ohne objektive Erscheinungen an den Lungen und ohne Bazillen im Sputum) in zwei Fällen Besserung (mit wenigen auskultatorischen Erscheinungen entlassen); in sieben Fällen keine Besserung zu konstatieren nach drei Serien à 21 Einzelinjektionen; in drei Fällen Unterbrechung der Behandlung, weil zu deutliche Verschlechterung des Allgemeinzustandes eintrat ohne Beeinflussung der pulmonalen Erscheinungen; in zwei Fällen Wiedererscheinen im Krankenhaus mit Hämoptoe, nachdem sie in gebessertem Zustande entlassen worden waren; in ACHT Fällen Tod, u. zw. zwei während der Behandlung und sechs Im Laufe der Zeit. Fünf Patienten davon sind im Krankenhause verstorben und bei diesen wurde die Autopsie vorgenommen. Dabei machten wir die auffallende Bemerkung, daß bei allen fast ganz gleiche Erscheinungen zu konstatieren waren. Es war nämlich bei allen der tuberkulöse Prozeß auf der Oberfläche beider Lungen so ausgedehnt, daß fast kein Millimeter Gewebe von Tuberkeln frei geblieben war; außerdem fanden sich mitten im Infiltrate zahllose kleine Kavernen und peribronchitische Abszeßchen, Es machte eben dieses Bild unwillkürlich den Eindruck, als OB DAS SERUM, STATT DIE WIRKUNG DER BAZILLEN ZU HEMMEN, IHREM SPEZIFISCHEN ZERSTÖRUNGSPROZESSE EHER VORSCHUB GELEISTET HÄTTE .... Bei diesen TROSTLOSEN RESULTATEN müssen wir uns von vornherein gegen den Einwand wehren, daß wir nur schwere Fälle zum Versuche gewählt hätten. Es waren im Gegenteil, wie schon bemerkt, FÄLLE DES ERSTEN UND HÖCHSTENS ZWEITEN STADIUMS und nur einer hatte eine eben nachweisbare kleine Kaverne. Dagegen MUSSTEN WIR LEIDER BEMERKEN, DASS IM VERLAUFE DER BEHANDLUNG — während nach der ersten Serie im allgemeinen eine Verminderung der katarrhalschen Erscheinungen aufzutreten schien — später doch IN DEN MEISTEN FÄLLEN EINE FORTSCHREITENDE VERSCHLECHTERUNG DES LOKALEN BEFUNDES EINTRAT. Und darüber noch, daß auch der Allgemeinzustand — bei den ÜBERLEBENDEN — gar nicht günstig beeinflußt wurde, gibt folgende Gewichtstabelle einen Überblick. (Die Tabelle zeigt in neun von elf Fällen eine GEWICHTSABNAHME von einem bis zu vier Kilo.) SOMIT ERGIBT SICH, DASS WIR MIT DEM MARMOREK—SERUM EIN ABSOLUT NEGATIVES RESULTAT GEHABT HABEN«.

Auf der Klinik der 'Neuen Freien Presse' sind freilich günstigere Resultate erzielt worden. Man hat dreiundzwanzig Reklameartikel versucht und durch Herrn Nordau, den Auswurf der Journalistik, ist die Wirksamkeit des Marmor—Serums bewiesen worden. Natürlich machte auch dieses Bild »unwillkürlich den Eindruck«, als ob die 'Neue Freie Presse', statt die Wirkung der Korruptionskeime zu hemmen, »ihrem spezifischen Zerstörungsprozeß eher Vor-schub geleistet hätte«.

[Das Deutschmeisterdenkmal]

*Deutschmeister.* Wien, die Stadt der regsten Verkehrsstockung, sucht der reichsdeutschen Hauptstadt jetzt wenigstens in der ästhetischen Verschandelung gleichzukommen. Falscher Ehrgeiz! Die Berliner Siegesallee stört einen ganz und gar nicht, wenn man sie in einem Automobiltaxameter passiert, aber grauenvoll ist der Anblick des mythologischen Stearinwunders vor dem Wiener Parlament auf einer Einspännerfahrt genossen. Und neuestens muß man um die Rossauer Kaserne einen weiten Bogen machen, wenn man in den neunten Bezirk gelangen will; denn dort steht ein Deutschmeisterdenkmal, vor dem die Komfortabierpferde scheuen und das zur Erinnerung an den schlechten Geschmack der Wiener Kunstpflege zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts errichtet worden ist. Ein militärisches Denkmal also. Weil ich mich in solchen Fällen öfter zur Devise: »Den Meißel nieder!« bekenne, gebe ich gern der Kritik Raum, die ein bekannter Friedensfreund an dem Werk des Herrn Professors Benk übt. Sie ist, wiewohl sie die ästhetische Seite der Katastrophe unberücksichtigt läßt, durchaus zutreffend, und ich kann sie nach Ausscheidung einzelner Stellen, in denen mir die militaristische Phrase durch die antimilitaristische bekämpft schien, verantworten, ohne in den Verdacht zu kommen, dem »Verein der Friedensfreunde« anzugehören. Herr Alfred H. FRIED schreibt mir:

»Die Österreicher haben wenig Sinn für militärische Romantik. Man kann das am besten beobachten, wenn man die öffentlichen Denkmäler Wiens mit denen Berlins vergleicht. Während in der Hauptstadt des deutschen Reiches die öffentlich zur Schau gestellten Marmor— und Bronzemassen in erster Linie für die Soldaten bestimmt erscheinen, finden wir in Wien höchstens ein halbes Dutzend 'bewaffneter' Denkmäler. Man kann dies auch beobachten, wenn man die Schaufenster der Bilderhandlungen in Berlin und Wien miteinander vergleicht. Jene sind voll militärischer Sujets, voll Porträts uniformierter Persönlichkeiten, während man in den Fenstern der Wiener Bilderläden zwischen Schauspielern und Schauspielerinnen äußerst selten eine militärische Darstellung oder ein Soldatenporträt sieht. Nunmehr scheint es, als ob der Geschmack 'Guillaume deux'<sup>1</sup> auch an der Donau in Schwang kommen, als ob die militärische Romantik, die das Charakteristische dieses Geschmacks ist, auch hier Fuß fassen sollte. Man hat hier kürzlich unter Salutschüssen, Fahnenwehen und Ansprachen ein Deutschmeister—Denkmal enthüllt, und ein Hesper—Denkmal, für das durch eine Lotterie Stimmung gemacht wird, steht uns bevor. Man kann gar nicht wissen, wie weit diese neue Richtung noch führen kann. Es gibt über hundert Regimenter und sehr viel freie Plätze in den verschiedenen Städten der Monarchie. Auch gibt es genug Dummköpfe, die in der Hoffnung auf einen Lotteriegewinn gern ihr Scherflein zur Errichtung weiterer Regimentsdenkmäler beitragen würden. Es erscheint daher angebracht, gegen den

1 Wilhelm II.

Geist, der solche Denkmäler errichtet, rechtzeitig sozusagen 'Front zu machen', ein ernstes Wort gegen jenen Phrasengeist zu richten, zu dessen Verherrlichung derlei öffentliche Schaustellungen dienen sollen. Solange der Militarismus seinen Kult in geschlossenen Kasernenhöfen oder auf entlegenen Exerzierplätzen übt, kann man es schließlich vermeiden, sich mit ihm auseinanderzusetzen. Sobald er aber die Verkehrswege kreuzt, müssen seine Heiligtümer sich eine Kritik gefallen lassen. So wird man untersuchen müssen, ob dieses Denkmal vor dem Tore der Rossauerkaserne etwas anderes als eine Phrase verkörpert. Man sagt freilich, es verherrliche die Taten eines Regimentes, das seit Jahrhunderten für das Vaterland geblutet und gekämpft hat. Aber nur der in geistiger Inzucht umnebelte Geist des Militarismus vermag in einem Regiment ein einheitliches Wesen zu erblicken, das handeln und wirken kann und die Jahrhunderte überdauert. Ein Regiment ist nichts anderes als eine Gruppe lebender Menschen, die zum Zweck der Verwaltung eine gemeinsame Nummer bekommen haben und zum Zweck der besseren Aktion eine bestimmte Farbe auf den Rock genäht erhalten. Das Gros dieser Menschen scheidet im Zeitraume von drei Jahren aus der Gruppe aus und andere neue Menschen treten an Stelle der Scheidenden. Die Minderheit der Kommandierenden bleibt etwas länger bei der Gruppe. Immerhin scheidet auch sie nach einer Reihe von Jahren aus. Die Unteroffiziere gehen in die Zivilversorgung, die Offiziere in Pension, und schließlich unterliegen alle Mitglieder dieser Gruppe den allgemeinen menschlichen Gesetzen, indem sie das Zeitliche segnen. Die Nummer und die Rockfarbe bleibt. Sie bleibt hundert Jahre und länger. Aber von den Menschen, die einmal durch diese Nummer und Farbe von anderen unterschieden wurden, bleibt keine Spur. Nur eine erdabgewandte Romantik vermag aus den verbleibenden Äußerlichkeiten eine Einheit zu schaffen, deren Jahre man zählt, deren Geschichte man schreibt, deren Taten man dauernd den jeweiligen Zugehörigen der Gruppe zum Ruhme anrechnet. Diese erdabgewandte Romantik schafft dann auch Regimentsdenkmäler, in denen die Ehre dieser fiktiven Einheit in Stein und Erz verherrlicht und die zufällige Tat irgend eines Individuums, das zu jener Gruppennummer gehörte und dieselben Rockaufschläge trug, als die Tat jenes fiktiven Wesens gepriesen wird. Mit demselben Rechte, mit dem man die Einheit und Zusammengehörigkeit eines Regimentes konstruiert, ja mit noch größerem Recht könnte man aus den Bewohnern eines Hauses eine historische und biologische Einheit konstruieren. Die Bewohner eines Hauses stehen zu diesem in einem ganz anderen Verhältnis als die Soldaten zu ihrem Regiment. Das Haus ist der Schauplatz von Lebensschicksalen. Jugend, Liebe, Krankheit, Erfolg, Tod — dies alles spielt sich in den Räumen ab, die die Menschen in einem bestimmten Hause gemietet haben. Es ist das Leben selbst, das uns mit den Mauern in Verbindung bringt, und diese Mauern sind doch schließlich etwas Greifbareres, als die Nummer oder die Farbe eines Regimentes. Warum setzt man denn nicht den Bewohnern des Wiedener Freihauses oder des Schottenhofes oder des Heiligenkreuzerhofes Denkmäler? Aus ihnen kann man dieselben historischen 'Einheiten' konstruieren, wie aus dem Wiener 'Haus-

regiment'. Sie haben ebenso wie dieses Jahrhunderte gesehen ... Diese Fiktion der ewig lebenden Einheit eines Regimentes, in der Gestalt eines Wesens mit EINEM Hirn, aber mit 2000 Armen und 2000 Füßen, entspringt der militaristischen Anschauung, daß es in der Armee keine Individualitäten gebe. Der einzelne läßt seine Individualität in dem Sack zurück, in dem er seine Zivilmontur verpackt. Sie wird aufbewahrt, bis zu dem Tage, da der Automat, wieder als Individuum in die bürgerliche Welt tritt. Diese Grundanschauung der militärischen Romantik wird aber durch die Kriegswissenschaft widerlegt. Man weiß heute schon — und die letzten Kriege haben es bewiesen —, daß die Stärke einer Armee in der Selbständigkeit und Bildung ihrer Moleküle, in der Denkfähigkeit und Geistesgegenwart des einzelnen Mannes liegt. Die Schulmeister von Königgrätz und Mukden werden als die modernen Sieger bezeichnet. Das beweist also, daß die Fiktion, der Soldat müsse Automat, Bestandteil einer Maschinerie sein, hinfällig ist. Und so ist denn das Deutschmeisterdenkmal auch im rein militärtechnischen Sinne eine Lüge. — Aber noch in manch anderer Beziehung ist dieses Denkmal Lüge aus Erz und Stein. Es geht von der Voraussetzung aus, daß die Atome des fingierten Lebewesens, in diesem Falle des Regimentes Hoch— und Deutschmeister, FREIWILLIGE und FROHE Mitglieder jener Gruppe seien, deren Nummer ihnen angeheftet wurde, und daß sie sich während ihrer Dienstzeit und lange über diese hinaus mit Stolz und Freude als Gruppenangehörige fühlen. Für die geringe Zahl der Berufssoldaten soll dies nicht bestritten werden, obwohl auch hier noch einige Zweifel zu äußern wären. Was aber die große Masse der Regimentsangehörigen betrifft, so gehört doch ein ungeheurer Mut dazu, mit solcher Lüge auf den offenen Markt zu gehen. Seitdem das Waffenhandwerk allgemeine Bürgerpflicht geworden ist, geht es doch nicht mehr an, über die inneren Vorgänge in diesem Berufe Geheimnisse zu bewahren. Die Armee ist keine geheime Gesellschaft. Durch sie gehen alle, fast alle Bürger. Die wissen genau, wie es darin aussieht und was es mit der Berufsfreudigkeit des Soldaten für eine Bewandnis hat. Der Bürger betrachtet seine in der Kaserne verbrachten Jahre im günstigsten Falle als eine erfüllte Pflicht, niemals als eine freudig erfüllte; niemals als eine Zeit, nach der er sich zurücksehnt, fast immer als eine verlorene. Der Veteranen—Jubel vermag das Gegenteil nicht zu beweisen. Der beweist höchstens die Wahrheit der Rückert'schen Verse: 'Das ist's, was an der Menschenbrust mich oftmals läßt verzagen, daß sie den Kummer wie die Lust vergißt in wenigen Tagen.' Er beweist nur, daß Interesse und die Sucht, etwas zu gelten, bei den Menschen stärker sind, als Konsequenz und vor allen Dingen stärker als das Vorstellungsvermögen. Tatsache ist, daß es für den aktiven Soldaten in allen Armeen NUR EINEN Gedanken gibt, der in der täglich wiederholten banger Frage gipfelt: 'Wie lange haben wir noch?' Der moderne Soldat betrachtet sich während seiner Dienstzeit als das Opfer einer Knechtschaft, die er lieber heute als morgen überwunden haben möchte, und gerade in Anerkennung dieser Tatsache ist die allgemeine Wehrpflicht erfunden worden, weil man auf eine Erfüllung des Dienstes durch Freiwillige nicht in ausreichendem Maße rechnen konnte. Der jubelnde Fahnenenträger

auf der Spitze des Deutschmeisterdenkmals ist daher eine schreiende Lüge, eine verlogene Phrase mehr. EIN MANN, DER AN EINEM ABREISSKALENDER DIE TAGE SEINER DIENSTZEIT ZÄHLT, ENTSPRÄCHE SICHERLICH BESSER DER WAHRHEIT!« ...

»Die Wochen fangt wieder guat an«, sagte — nach einem Berichte der 'Arbeiter—Zeitung' — kürzlich ein Deutschmeister auf der Schmelz, nachdem er die folgende Ansprache vernommen hatte:

»Füaß außer aus'n Bauch! Schädl in d'Höh'! I hau da dö Zunga durch, Krüppel ölendig's! Ausbleib'n über d'Zeit, dös vasteht's, ös Pülcher! Aber aufmarschier'n könnt's net. Saubanda! In Stan sitz'n bessere Leut', als ös seid's. Halblinks! Marsch!«

[Gerichtspsychiatrie]

*Psycholog.* Der Privatdozent für Psychologie Dr. Hermann SWOBODA (eines der Opfer des Fließ'schen Verfolgungswahnes) schreibt mir.

»Kein Zweifel, daß es ein sehr interessantes Beginnen wäre, eine Berufspsychologie zu schreiben. Welche Verstandes—, Gemüts— und Willensqualitäten zu den einzelnen Berufen befähigen und zu ihrer Ergreifung drängen. Einen bescheidenen Ansatz hierzu haben wir dieser Tage erhalten, zugleich einen Höhepunkt zeitgenössischer Gerichtspsychiatrie. 'Die scheue Zurückhaltung', so sagte der Gerichtspsychiater im Prozesse König, 'die am Angeklagten stets beobachtet wurde, steht mit seiner Lebensstellung, mit seinem Bildungsgang, SEIN FEINES EMPFFINDEN MIT DEM GEFÜHLSLEBEN EINES SCHNEIDERGEHILFEN IM WIDERSPRUCH'. Ja, das hat noch gefehlt, daß auch die unteren Volksschichten ein so feines Empfinden haben und den Psychiater in Verlegenheit bringen! In einer Beziehung ist das wohl ein Vorteil. Wer nichts versteht, braucht nichts zu verzeihen. Unverschämt! Ein Mensch ohne Matura maßt sich eine derart ideale Auffassung der Liebe an, wie man sie nicht einmal bei Gebildeten findet. Nennt denn der Kulturmensch nichts mehr sein ausschließliches Eigentum? Gibts denn kein Privilegium auf die höheren seelischen Regungen? Dieser hilflose Junge, dessen Leben mit dem Glauben an etwas absolut Reines so innig verknüpft ist, daß er durch die Vernichtung dieses Glaubens zum Vernichter anderer und seiner selbst wird, ist er nicht eine tief erschütternde Gestalt? Ein Mensch, der sein Ideal nicht überlebt! Und der sich an ihr, die ihm das Ideal getötet hat, durch Tötung rächt! Tod um Tod! Sie hat ihm die Seele getötet, so tötet er ihren Leib. Ein schön geschlossener Kreis von Geschehnissen. Eine Handlung, so einheitlich, so logisch, so durchgeführt, wie man sie für gewöhnlich nur im Drama, aber nicht im Leben antrifft. Es steckt universale Gerechtigkeit in dieser Handlung. Unmodifiziert treten die ehernen Gesetze der Vergeltung in die Erscheinung. Keine praktische Reflexion stört das Walten der inneren Notwendigkeit ... Aber ach, das alles hat sich in der Brust eines Schneidergehilfen abgespielt! Nein, er kanns nicht aus eigenem haben, sagen die Geschwornen, die Lektüre ist schuld, die schlechte Lektüre. Nun, der Roman, in dem eine solche Begebenheit vorkäme, wäre schon um des Themas willen auf keinen Fall schlecht. Es ist gegenwärtig wirklich schwer, ein besserer Mensch zu sein. Ist's ein Gebildeter mit feinem Empfinden, dann heißt's gleich 'abnorme Reizbarkeit', 'labiler Zustand des Nervensystems', 'pathologi-

sche Schwäche' u. dgl. Ist ein Ungebildeter feinfühlig, so wird ihm das Recht dazu förmlich abgesprochen. Wohin soll sich das feine Empfinden flüchten aus dieser Welt mit dem Dickhäuterideal? Wenn sich doch der Angeklagte nach den Ausführungen des Gerichtspsychiaters zum Wort gemeldet und dem Sprüchel 'Schneider, gib's weiter' gemäß etwa das Folgende gesagt hätte: 'Der Mangel an Zurückhaltung im Urteil, wie Sie ihn, meine Herrn Geschworenen, soeben beobachtet haben, steht mit der Lebensstellung, dem Beruf und Bildungsgange des Herrn Doktors durchaus im Widerspruch. Die Art jedoch, wie er sich über mein Gemüts— und Empfindungsleben geäußert hat, steht mit dem, was man bisher von den Gerichtspsychiatern gehört hat, in vollkommenem Einklang'« ...

Ein Nestroy—Motiv war es, das Erstaunen über den Widerspruch zwischen einem niedrigen Berufe und einem feinen Seelenleben zu verspotten: »Auch der Kommiss hat Stunden, wo er sich auf ein Zuckerfaß laht und in süße Träumereien versinkt!«

[Caruso im Affenhaus]

*Darwinist.* Welthistoriker melden:

»Signor Caruso, der größte Tenor der Welt, wurde im Affenhaus des Zoologischen Gartens verhaftet. Ein Polizist beobachtete den Sänger, der einer ihm unbekanntem Dame, die dagegen protestierte, in Gegenwart ihres Söhnchens handgreifliche Zärtlichkeiten aufdrängte. Caruso, der in der Zelle der Polizeistation in Tränen ausbrach, bestreitet alles. Er wurde nach mehrstündiger Haft gegen eine von Conried erlegte Kautionsfreigelassen. Dabei fiel er, noch immer weinend, Conried um den Hals. Es dürfte noch erinnerlich sein, wie die Zeitungen von San Francisco gelegentlich des Erdbebens berichteten, Caruso sei von einer Frau geohrfeigt worden, die er, um sich zu retten, umgerannt hatte. Die Parkpolizisten sagen aus, daß sie von fünf ähnlichen Fällen, in denen Caruso sich an Frauen herandrängte, wissen, und behaupten, ihn schon einmal aus dem Affenhaus wegen eines gleichen Angriffs hinausgeworfen zu haben. Carusos Rechtsbeistand rief aus: 'Das ist unmöglich, Signor Caruso könnte so etwas nicht tun! Es ist unwahr, daß Signor Caruso eine falsche Tasche in seinem langen Überzieher hat, durch die er seine Finger stecken und Leute berühren kann, während er seine Hände in den Taschen zu haben scheint.'«

Auch wird berichtet die Dame, die sich merkwürdigerweise von Herrn Caruso nicht um die Hüfte fassen lassen wollte, habe dem Sänger mit lauter Stimme zugerufen: »Tun Sie das nicht noch einmal!« Also nicht einmal zur Wiederholung verlangt! Aber die Rückentwicklung des Tenors aus dem Wiener Opernhaus bis zum New—Yorker Affenhaus ist jedenfalls eine interessante biologische Tatsache. Auf der Bühne gehen die exhibitionistischen Exzesse über das hohe C nicht hinaus, im Leben muß eine anschaulichere Praxis die Stimm-entfaltung ersetzen. Dann wird der Wiener Hofrat, der den Kammersängertitel überbringt, allerdings durch einen Konstabler ersetzt. Wer die Beziehungen zwischen der Tenorstimme und den weiblichen Geschlechtsnerven einigermaßen kennt, hätte sich allerdings schon für eine Verhaftung Carusos im Opernhaus aussprechen müssen. Vorausgesetzt natürlich, daß man von der Ansicht ausgeht, daß die Frauen die fast handgreiflichen Zärtlichkeiten des Kehlkopfs als Belästigung empfinden.



[Trost für Köpenick]

*Reichsdeutscher.* Wilhelm II. liebt nicht nur Ohnet, sondern auch Ganghofer. De gustibus augustis non est disputandum. Nur soll man uns den Disput nicht aufdrängen, indem man uns immer wieder die Meldung auftischt, ein Monarch sei von diesem oder jenem Schundroman, von jenem oder diesem Kitschgemälde entzückt. In der Unterredung des Herrn Ganghofer mit dem deutschen Kaiser — welcher der beiden fixen Herren hat die Blätter mit dem ausführlichen Bericht versehen? — ist nur eine Stelle bemerkenswert. Wilhelm II. zitiert seinen Lieblingssatz aus einem Buch des Herrn Ganghofer: »WER MISSTRAUISCH IST, begeht ein Unrecht an anderen und schädigt sich selbst. Wir haben die Pflicht, jeden Menschen für gut zu halten, solange er uns nicht das Gegenteil beweist.« »Nach diesem Grundsatz«, sagte der Kaiser, »habe ich von jeher jeden Menschen genommen, mit dem ich zu tun hatte. Man macht manchmal ja auch schlechte Erfahrungen, aber dadurch darf man sich nicht abschrecken lassen, man muß IMMER WIEDER MIT NEUEM VERTRAUEN an Menschheit und Leben herantreten.« Das alles hat sich nämlich der Bürgermeister von Köpenick auch gedacht!

[Roda Roda Roda etc.]

*Handlungsreisender.* In der letzten Nummer des 'Simplicissimus' ist in Form einer eingebogenen Visitkarte die folgende Anzeige abgedruckt: »Roda —Roda liest im Dezember und Januar seine Schwänke in Deutschland und Österreich. Vertretung: Konzert—Bureau Emil Guttmann«. Da diese Anzeige zwar im Inseratenteil, aber neben einer Zeichnung von J. B. Engl steht, ist es doch nicht ausgeschlossen, daß es sich um kein Inserat, sondern um einen humoristischen Beitrag des 'Simplicissimus' handelt. Es wäre allerdings der beste, den er seit langer Zeit gebracht hat.

[Der stürmisch—lange Beifall]

*Publikum.* Na, über den äußeren Erfolg müssen sie doch einig sein!

'Wiener Allgemeine Zeitung':

»In Ibsens 'Hedda Gabler' setzte die Duse gestern ihr Gastspiel im Theater an der Wien fort. Die ganz vorzügliche Leistung der Künstlerin in dieser Rolle ist den Wienern zu bekannt, als daß darüber noch weitere Worte zu sagen wären. DIE BEGEISTERUNG DES PUBLIKUMS TOBTE SICH IN STÜRMISCHEN BEIFALLSÄUSSERUNGEN AUS.«

'Neues Wiener Tagblatt':

»Die Duse gibt nicht die Hedda Gabler, die Generalstochter, die Ibsen nach dem Vater nennt Aber auch durch ihre Persönlichkeit wußte die Künstlerin heute die Zuschauer nicht im Banne zu halten ... So wurde denn auch das Publikum abgESPANNT und KARGER BEIFALL WAGTE SICH NUR MÜHSAM HERVOR.«

[Ein englisches Urteil über die Wiener Kunstindustrie]

*Dekorateur.* Ein unbezahltes Urteil über unsere Kunstindustrie in England. In der Londoner 'Tribune' veröffentlichte William Archer einige Artikel über Berliner Theaterwesen, die das 'Berliner Tageblatt' übersetzt hat. Über die Darstellung von Werken der Shaw und Wilde schreibt er: »Beide Stücke waren recht wirksam inszeniert; aber man scheint sich in Berlin einzubilden, 'l'art nouveau' stehe in England in üppiger Blüte. Die Dekoration zu Lord Goring's Wohnung ERINNERT AN DIE MUSTERZIMMER EINES WIENER TAPEZIERERS IN EINER INTERNATIONALEN AUSSTELLUNG.«

[Ein Musikkritiker]

*Mytholog.* Im 'Neuen Wiener Journal' schreibt jetzt Herr Reinhardt, der Komponist des »Süßen Mädels«, Musikkritiken. Er schreibt: »Völlig kalt ließ die E—dur—Rhapsodie. Dohnanyi begnügte sich damit, sie ziemlich ausdruckslos herunterzuspielen.« Wahrscheinlich so ausdruckslos, daß Herr Reinhardt gar nicht wahrnahm, daß es die Es—dur—Rhapsodie sei, und den Druckfehler des Konzertprogramms getrost abschrieb. Herr Reinhardt schreibt Musikkritiken. Fachleute behaupten, daß dies ein großer Skandal sei. Möglich. Sicher aber ist, daß sich Herr Reinhardt durch einen einzigen Satz, den ich zitieren will, bekannter machen wird, als seine sämtlichen Kollegen. Er war am 30. Oktober in seinem Referat über das erste philharmonische Konzert zu lesen und lautet: »Was (in der Wiener Musiksaison) früher kommt, bedeutet ein unverhofftes GESCHENK, das freilich in weitaus den meisten Fällen DANAË ZU SPENDEN PFLEGT!« Selbst in jenen Jahren, in denen man noch mit hölzernen Pferden zu spielen pflegt, weiß man gemeiniglich, was ein Danaergeschenk bedeutet; dann liest man Vergil und später allerdings das 'Neue Wiener Journal'.

[Ein Fall von Konsequenz]

*Korruptionist.* Aus Budapest wird gemeldet. »Der bekannte Journalist G. ist seit gestern früh abgängig. Er hat ein Schreiben hinterlassen, in welchem er angibt, daß er vom Leben Abschied nehme. Die Hausmeisterin deponierte, daß G., bevor er weggegangen sei, ihr eine Giftflasche gezeigt habe mit den Worten: 'DAS IST MEINE FREIKARTE IN DIE ANDERE WELT'«.

[Politische Arithmetik]

*Mathematiker.* Die Lage der Deutschen in Österreich ist auch auf diesem Gebiet verzweifelt. Und mit den Tschechen steht's nicht besser. Davon weiß das 'Neue Wiener Tagblatt' am 25. Oktober etwas zu erzählen:

»Die Deutschen fordern die Anwesenheit von 360, die Tschechen von 340 Abgeordneten; es ist nun das arithmetische Mittel zu finden. DA DIES BIS ZUM ABEND NICHT GELUNGEN WAR, wurde die für gestern angesetzte Sitzung des Wahlreformausschusses abgesagt und die Ausschußsitzung für heute vormittags einberufen.«

[Die Folgen des Prozesses Riehl]

*Sittenrichter.* Da die letzte Nummer der 'Fackel' schon im Druck war und bevor sie ihre niederschlagende Wirkung üben konnte, hatte die durch den Riehl—Prozeß aufgebrachte Moral ihre Opfer gefordert. Meine Prophezeiung war an dem Tage, war in dem Augenblick erfüllt, als ich sie aussprach. Die Polizei hat Postarbeit geleistet. Arglose Spaziergängerinnen, deren Toilette darauf schließen läßt, daß sie das Schaffelreiben nicht als ihren ausschließlichen Lebenszweck betrachten, wurden von Polizisten belästigt, und die Wachstuben etablierten sich als Salons. In die Tugendhöhle des Landesgerichts aber wurden zwei junge Mädchen geschleppt, die sich an dem Allerheiligsten des österreichischen Staatslebens versündigt hatten: am Meldzettel. Falschmelderin! Ein Schauer erfaßt einen. »Judex ergo cum sedebit, quidquid latet adparebit, nil inultum remanebit<sup>1</sup>«. Ihr Antlitz wenden Verklärte von dir ab — Hausmeister, Polizeiagenten und Magistratsdiener ... Zwei junge Mädchen haben sich als Schauspielerinnen ausgegeben, heißen anders als sie sagen und riechen nach Parfüm. Verhaftung. Falschmeldung ist neuestens nicht bloß eine »Übertretung«, für die man zehn Kronen Geldstrafe bekommt, sondern eventuell ein erschwerender Umstand bei Mord. Darum muß eine

1 "Judex ...", aus einem Requiem: "Wenn also der Richter Platz genommen hat / Wird offenbar werden, was verborgen ist / Nichts wird ungerächt bleiben."

Falschmelderin im Arrest warten, bis sie wegen Falschmeldung zum Arrest verurteilt wird. Und die österreichische Sittlichkeit, die durch den Riehl—Prozeß ein wenig beunruhigt wurde, soll sehen, daß man es auf die feine Unterwäsche scharf hat! Den rechts— und lebenskundigen Richter im Wiener Landesgericht, Herrn v. Heidt, der Polizei bei ihren Fleißaufgaben nachhelfen zu sehen, ist peinlich. Es gibt noch Richter in Österreich, die eine Falschmeldung durch den »Lebenswandel« des Angeklagten erweisen können. Herr v. Heidt hätte sich der undankbaren Aufgabe nicht unterziehen müssen. Von ihm hätte man eher erwartet, daß er einen Hausmeister, der ihm als Zeuge einer Meldzettelffäre erzählt, die »auffallenden Kleider« der angeklagten Mädchen seien ihm »bedenklich vorgekommen«, hinauswirft, nicht ohne ihm vorher eingeschärft zu haben, daß es seine Pflicht sei, das Stiegenhaus in sauberem Zustand zu erhalten. Herr v. Heidt aber vernimmt sogar einen Polizeiagenten als Autorität in Fragen der Sittlichkeit, findet, daß der falschen Ausfüllung des Meldzettels eine Strafe von drei Tagen schweren Arrests angemessen sei, und trägt der »Bedenklichkeit« der beiden Mädchen, die Ausländerinnen sind, durch die Ausweisung aus den österreichischen Kronländern Rechnung. Die obere Instanz hat <sup>DIESES</sup> Urteil des Herrn v. Heidt natürlich nicht abgeändert. Hätte er seinerzeit über den Herrn Vaucheret die Ausweisung verhängt, das Landesgericht hätte gewiß ausgesprochen, daß der Berufungswerber lebenslänglich bei Brady »la marche« zu singen habe. Aber — im Vertrauen gesagt — so viele Ausländer kann die österreichische Justiz gar nicht wegen »Bedenklichkeit« aus den österreichischen Kronländern ausweisen, als Inländer geneigt sind, die österreichischen Kronländer wegen deren Bedenklichkeit freiwillig zu verlassen. Eine ununterbrochene Schubwagenfahrt zwischen Wachstube und Landesgericht ist hierzulande die natürliche Bestimmung einer Frau, die nicht klipp und klar anzugeben vermag, daß der »Schandlohn«, den sie verdient, der Riehl zugute kommt. Die drei Tage Arrest sind bloß die Belohnung für langes Warten in der Untersuchungshaft. Die beiden Schwestern heißen nicht Kastelli und Nesen, sie heißen, aber auch nicht Anna und Elise Hofmann, sie sind wahrscheinlich nicht einmal Schwestern, und die angesetzte Paragraphenschraube hat endlich den Verdacht des »Betruges« zutage gefördert. In solchen Fällen sagt man harmlos: »Die Angelegenheit ist in ein neues Stadium getreten.« Und sollte sich vielleicht doch herausstellen, daß die beiden Mädchen Hochverrat begangen haben, so möge man in Gottes Namen außer der Falschmeldung die Spitzenhöschen als erschwerend annehmen! Ein nettes Land, in dem wir leben! ... Und die Frauenrechtlerinnen? Anstatt sich für die Naturrechte des Weibes zu erhitzen, kämpfen sie für die Verpflichtung des Weibes zur Unnatur. Unter einer resoluten »Frauenbewegung« würde ich unter anderm den Protest gegen eine Unbill verstehen, die es der Frau verwehren will, sich zu kleiden, wie sie mag, und die die »Bedenklichkeit« eines Mädchens nicht im Kattun, sondern in der Seide erblickt. Aber der »Allgemeine österreichische Frauenverein« denkt anders. Er »berief«, so sagt der Bericht,

»eine allgemein zugängliche Frauenversammlung ein, in der die Affäre Riehl den Gegenstand der Tagesordnung bildete. Es spielten sich beim Einlaß in den Gewerbevereinssaal Szenen ab, wie sie sonst nur beim Einlaß in den Schwurgerichtssaal bei Sensationsprozessen zu schauen sind. Schon eine Stunde vor Beginn war der Saal sowohl als die Galerie dermaßen überfüllt, daß das nachrückende Publikum, soweit es nicht in Scharen das Haus wieder verließ, sich auf den Stiegen drängte und im Stiegenhaus auf und ab wogte. An den Türen spielten sich erregte Szenen ab, da Da-

men aus den Orten in der Umgebung von Wien nach der Stadt gekommen waren und nunmehr am Ziele umkehren mußten. Da die Andrängenden nicht nachgeben wollten, verkündete ein Ausschußmitglied, daß der Verein beschlossen habe, die Versammlung in der nächsten Woche zu wiederholen. Aber auch jetzt noch wich die festgekeilte Masse nicht und das Gedränge auf den Stiegen wurde lebensgefährlich. Einige Personen erlitten leichte Verletzungen, Kratzwunden und dergleichen. Schließlich mußte die Hausverwaltung telephonisch Wache requirieren, die der Situation im Stiegenhause durch Verdrängung der Massen ein Ende machte.«

Also eine sexuelle Orgie, wie sie unverhüllter noch nicht inszeniert wurde. Oder glaubt einer wirklich, daß Geilheit nicht doch ein stärkeres Agens ist als Sozialpolitik? Daß nicht die erotische Neugierde in Käfigen gehaltener Hausfrauen, sondern das Mitgefühl mit den Mädchen der Riehl diese scheußlichen Szenen herbeigeführt hat? Um die Frau Fickert versichern zu hören, daß »die entgeltliche Hingabe an mehrere Männer ETWAS GRAUENERREGENDES« sei, war man gekommen; aber man wäre gewiß nicht gekommen, wenn solche Versicherung nicht wieder angenehmere Gefühle zu erregen vermöchte. Denn grauenerregend und weit grauenerregender als die entgeltliche Hingabe des weiblichen Körpers an mehrere Männer ist seine schlecht bezahlte Hingabe an den Dienst in einer Zündhölzchenfabrik. Und allgemein zugängliche Frauenversammlungen, die sich mit dem Arbeitssklaventum der Frau befassen, finden bei weitem keinen so regen Zuspruch. Grauenerregender als die entgeltliche Hingabe an mehrere Männer ist aber vor allem die UNENTGELTLICHE, wie sie ein System mit sich bringt, das der Moralbestie zuliebe die Prostituierten unter der Knute der Frau Riehl hält. Und die Moralbestie exzediert in den Versammlungen der heiligen Liga zur Bekämpfung des Mädchenhandels und der sonstigen Vereine der von der Frauennatur emanzipierten Weiber, auf Kongressen, wo der bekannte »Blitzmajor«, den ich einmal zitiert habe, die Forderung stellen darf, man solle die Mädchen schlechter bezahlen, damit sie sich die Prostitution abgewöhnen. Solche Geister, akklamiert von unbefriedigten Weibern, denen Hysterie längst die Traube ihres Geschlechtes sauer gemacht hat, entrüsten sich dann über die Taten der Frau Riehl! Weg mit diesen Tugendmegären, bei denen sich verhinderte sexuelle Notwendigkeiten in Sozialpolitik umgesetzt haben! Wenn es sich um den Schutz prostituierten Mädchen gegen Bedrückung handelt, so hat nicht eine »allgemein zugängliche Frauenversammlung« das Wort zu nehmen, sondern eine Versammlung allgemein zugänglicher Frauen!

---

**Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.  
Druck von Iahoda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.**